Erscheint monatlich Einzelnummer 70 Groschen

JÜDISCHES ARCHIV

Zeitschrift für jüdisches Museal- und Buchwesen, Geschichte, Volkskunde und Familienforschung ◙ Herausgeber L. Moses

Heft 2 Marcheschwan 5688 - November 1927 Jahrg. 1

Die Geschichte der Juden in Oedenburg.

Nach archivalischen Quellen dargestellt

von

Rabbiner Dr. Max Pollak.

Vorwort.

Im Jahre 1896 ist diese Arbeit zum ersten Male in ungarischer Sprache unter folgendem Titel erschienen: „Die Geschichte der Juden in Oedenburg von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Preisgekrönt und herausgegeben von der Ungarisch Israelitischen Literarischen Gesellschaft in Budapest. Mit einer Beilagen von 75 ungedruckten Urkunden." Das Buch, das seit Jahren vergriffen ist, wird viel gesucht. In letzter Zeit sind mir Anträge wegen Ueberlassung des Uebersetzungsrechtes gestellt worden; doch wollte ich diese Arbeit nicht in fremde Hände gelangen lassen und habe mich lieber selbst der Mühe einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen. Nachdem diese Studie einen Gegenstand behandelt, der mit Oesterreich stets durch innige Beziehungen verknüpft war — mußte doch die Stadt Oedenburg im Laufe der Jahrhunderte öfters zwischen Ungarn und Oesterreich hin- und herpendeln, bald wurde sie an Oesterreich angeschlossen, bald wieder von Ungarn zurückerobert — schien es mir auch sonst der Mühe wert, die zweite Auflage dieser Monographie einem breiteren, deutschen Leserkreis zugänglich zu machen. Ich habe den ungarischen Text nicht einfach übertragen, sondern mit steter Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der neueren Geschichtsforschung gründlich umgearbeitet. Die jüdischen Gemeinden des von Oesterreich besetzten Burgenlandes sind gebührend berücksichtigt worden. Die Urkunden, die ja bloß den Fachmann oder Forscher interessieren, sind weggelassen worden; hingegen haben die zwei letzten Abschnitte eine reichliche Vermehrung erfahren.

———————

I. Kapitel.

Die Juden in Oedenburg von den ältesten Zeiten bis zur Schlacht bei Mohacs.

953–1526.

Aus dem Jahre 953 erhalten wir die erste, glaubwürdige Nachricht, die uns von einer Ansiedlung der Juden in Ungarn Kunde bringt.

Am Hofe des Abderrahman III. lebte in Cordova der bedeutende jüdische Staatsmann, Chasdai ben Isak ibn Schaprut. Er hört von dem jüdischen Reiche der Chasaren, mit denen er überaus gerne in Verbindung getreten wäre, denn er wähnte in ihnen die Nachkommen der verschollenen 10 Stämme Israels zu finden. Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Eine kroatische Abordnung kam im Jahre 953 nach Cordova, der auch zwei Juden angehörten. Als sie den heißen Wunsch Chasdais die Chasaren betreffend, erfuhren, da sprachen sie zu ihm: „Gib uns deinen Brief; wir werden denselben dem König der Kroaten übergeben, der ihn dann dir zulieb den Israeliten übergeben wird, die im Lande der Hungarin wohnen, die werden ihn weiter befördern nach Rußland und von dort nach Groß-Bulgarien, bis dein Brief deinem Wunsche gemäß an seinem Bestimmungsort anlangen wird.“[1)]

Um dieselbe Zeit dürften sich die Juden auch in Oedenburg angesiedelt haben. Wir besitzen eine historische Enuntiation der Juden von Oedenburg, die über diesen Punkt Licht zu verbreiten geeignet ist. Es geschah nämlich im Jahre 1526, daß die Stadt Oedenburg ihrer Juden sich entledigen und das Dach über ihren Häuptern abbrechen wollte: die Juden sollten aus der Stadt vertrieben werden. Sie setzten sich nach Möglichkeit zur Wehre. In diesem Kampf auf Leben und Tod behaupten die Juden mit stolzem Selbstbewußtsein, daß sie ein Anrecht auf die Stadt hätten, wo ihre Vorfahren seit etwa 600 Jahren in Ruhe und ohne Molestation gelebt haben, wo sie einen Friedhof besitzen, dessen Alter, wie dies aus den Grabschriften deutlich hervorgeht, auf 600 Jahre hinaufreicht, ihre Privilegien aber bereits vor 500 Jahren ihren Altvordern erteilt wurden.[2)]

Wohl beriefen sich die Juden auf ihr erworbenes Recht, auf ihre Privilegien und ihren Friedhof in einer äußerst kritischen Situation, wo man dem Ertrinkenden gleich selbst an einen Strohhalm sich anklammert: dennoch haben wir kein

---

1) S. Kohn: Héber kutforrasok, d. h. Hebräische Quellenschriften und Daten zur Geschichte Ungarns 10—25.

2) Archiv der Stadt Oedenburg (A. d. St. Oe.). Ladula XLVIII et y. y. fasc. I. Nr. 74: „nos et maiores nostri ad annos forte sexcentos hic fuimus et quiete sine molestatione viximus . . . privilegia nostra, quibus a quingentis annis . . . maiores nostri usi sunt . . . Cimeterium nostrorum maiorum, quod ante Sexingentos fuisse annos ex Epitaphiss nostris constat.“

Recht, die Richtigkeit ihrer Behauptungen zu bezweifeln, da ihre Angaben von der Stadt nicht widerlegt wurden. Wir werden daher kaum fehlgehen und gegen die historische Wahrheit verstoßen, wenn wir die Gründung der jüdischen Siedelung in Oedenburg mit dem X. Jahrhundert ansetzen.

Es gab unter den Juden in Ungarn auch in den folgenden Jahrhunderten bekannte und hervorragende Persönlichkeiten, die sich durch Macht und Reichtum auszeichneten. Einer möge hier genannt werden, dessen Person uns schon näher interessiert: Teha — oder Teka —, jüdischer Burggespan oder Graf (comes), der zur Zeit der Könige Andreas und Béla eine ansehnliche Rolle gespielt und bei Oedenburg zwischen dem jetzigen Neufeld und Pötsching im Jahre 1228 das Gut Rwtwkewr (Röjtökör) innehatte.[3])

Es ist möglich, daß in dieser Zeit im Komitat Oedenburg schon mehrere Juden sich angesiedelt hatten. Vielleicht ist es kein Zufall, daß im XIII. Jahrhundert an der Grenze des heutigen Komitates Oedenburg ein Dorf sich befindet, das den Namen trägt: Sydany.[4]) Vielleicht hat es diesen Namen nach seinem jüdischen Besitzer oder nach seinen jüdischen Bewohnern erhalten.

Wenn wir uns noch vor Augen halten, daß in der Nähe der Stadt Oedenburg, in Wiener-Neustadt bereits im XIII. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde samt einem jüdischen Gottesacker bestand, ferner in Wien und den an der Donau gelegenen Teilen Oesterreichs schon bedeutend früher sich Juden angesiedelt haben[5]), so werden wir in der Annahme kaum fehlgehen, daß in diesen Zeitläuften im Komitate Oedenburg schon eine größere Anzahl von Juden gelebt hat. Denn zwischen Wiener-Neustadt und Oedenburg bestand seit jeher eine lebhafte Verbindung und ein reger Verkehr.

Es kann noch hinzugefügt werden, daß die Juden in der Regel um die Kulturzentren, um die Niederlassungen der Römer sich anzusiedeln pflegten. Oedenburg war aber unter dem Namen: Scarbantia schon im II. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein römisches Munizipium.[6])

Alles berücksichtigend, gewinnt im Jahre 1526 die feierliche Deklaration der Juden, daß ihre Ahnen seit 600 Jahren in Oedenburg wohnen, ein gut Teil Wahrscheinlichkeit. Ganz

---

[3]) Gy. Fejér: Codex diplomaticus III, 2. 9. 141. 271.

[4]) Gy. Fejér: VI, 2. 68. Das Wort: „Sydo“ bedeutet: Jude. Heute gibt es noch im Komitat Oedenburg 2 Dörfer mit diesem Namen: „Nemet-Zsidany“ und „Horvath-Zsidany“.

[5]) M. Pollak: Die Juden in Wr. Neustadt 12—19, 111.

[6]) L. Bella: Die geographische Lage und der Name der Stadt Oedenburg, S. XI. Im Jahresbericht 1893—1894 der Realschule zu Oedenburg.

besonders dadurch, daß die Stadt die Widerlegung dieser Behauptung auch nicht versucht hat, wo diese Widerlegung der Stadt großen materiellen Vorteil bedeutet hätte.

Freilich besitzen wir keine Urkunden, womit diese Behauptung auch anderweitig gestützt werden könnte. Das ist aber ganz natürlich, da im Jahre 1317 die Stadt von einer außerordentlich großen Feuersbrunst heimgesucht wurde, so daß ein großer Teil der städtischen Urkunden und Privilegien dem verzehrenden Feuer zum Opfer fiel.[7]) Dies ist die Ursache, warum die ältesten Quellen der Geschichte der Stadt Oedenburg so spärlich fließen.

Nach dieser katastrophalen Begebenheit finden wir aber schon auf die Juden sich beziehende Urkunden. Der König Karl Robert will nämlich der Stadt, die zum großen Teil ein Raub der Flammen geworden, kräftig unter die Arme greifen, er erneuert daher ihre Privilegien und will eine größere Anzahl von Ansiedlern in die Stadt ziehen, damit sie frisches, pulsierendes Leben in die verwüstete Stadt bringen. Er schreibt daher an die Stadt folgendermaßen: „Nachdem wir unsere Stadt Oedenburg mit unserer besonderen Gnade und Gunst auszeichnen wollen, geben wir den Bewohnern der Stadt kund, daß wir jeden Menschen, der freien Standes ist, sowohl Christen, wie auch Juden versichern, daß sie unter unserem besonderen Schutz frei in unsere Stadt Oedenburg kommen können, daß sie sich dort aufhalten und in Sicherheit dort wohnen. Wir versprechen, daß wir sie mit unserer besonderen Gunst und königlichen Gnade stets unterstützen werden.

Darum ist es unser Wille und wir befehlen es ausdrücklich sowohl der Gesamtheit, als auch jedem andern, daß niemandem, der in die Stadt wohnen kommen will, ein Hindernis in den Weg gelegt werde, oder ihm in seinem Vermögen oder in seiner Person Unannehmlichkeiten verursacht werden. Wer diesen unseren Befehl übertreten sollte, wird sicherlich unseren königlichen Zorn zu fühlen bekommen“[8]) Karl Robert, der die strategische Wichtigkeit der Stadt stets zu würdigen verstand und bei einer Gelegenheit Oedenburg „das Tor des Landes“ (porta regni nostri) nannte, wollte mit dieser seiner im Jahre 1324 erflossenen Maßregel sicherlich die Stadt heben und der vielgereiste, erfahrene Mann glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, daß er die Stadttore jedermann, sowohl Christen wie Juden, weit aufsperrte und sie seines königlichen Schutzes versicherte.

Dieser Brief des Königs, der wohl ziemlich wortkarg ist, wirft dennoch einen Lichtstrahl auf die Lage der Juden in Ungarn. Während sie in Oesterreich und Deutschland damals schon als Kammerknechte angesprochen und behandelt und als Eigentum der königlichen oder kaiserlichen Schatzkammer

---

[7]) Archiv d. St. Oe. Lad. L. fasc. II. Nr. 26.

[8]) A. d. St. Oe. Lad. L. fasc. II. Nr. 23. Druck: M. Pollak: A zsidok története Sopronban 253.

betrachtet wurden,[9]) waren sie in Ungarn noch unabhängig, oder, wie der König selbst sie nennt: „freien Standes" (libere conditionis).

Es scheint, daß der Ruf des Königs geneigte Ohren fand, und es kamen mehrere Juden unter seinem Schutze in die Stadt. Nach 30 Jahren treffen wir nämlich Juden in Oedenburg, die auf verschiedene Gegenstände, Wertsachen, Kelche größere Summen als Darlehen gewähren[10]), etwas später finden wir Juden im Besitze von Immobilien. Der Jude Israhel besitzt mehrere Häuser in Odenburg.

Wir sehen also, daß die Juden in Oedenburg auch unter dem Sohne des Karl Robert, unter Ludwig dem Großen, wenigstens bis zum Jahre 1354 in Ruhe und Sicherheit lebten.

Doch es kam auch anders.

Ludwig der Große, wohl ein hervorragender König, ließ sich von seinem Glaubenseifer und seiner Bekehrungssucht soweit hinreißen, daß er diejenigen, die sich nicht zur Kirche bekehren wollten, vielfach drangsalierte. Dies ist der einzige Schatten, der auf den Charakter des großen, bedeutenden Herrschers fällt. Der alleinige Fehler des großen Fürsten — so schreibt Fessler II, 190 — ist sein unduldsamer Glaubenseifer, was durch die allgemeine Auffassung und Denkweise jener Zeit entschuldigt werden kann.

Nachdem er die Juden weder durch Versprechungen und Lockungen, noch aber durch Drohungen für die Kirche gewinnen und bekehren konnte, vertrieb er sie aus dem Lande.[11]) Auch die Juden von Oedenburg wurden von dieser harten Maßregel betroffen. Auch sie, die doch vom Vater des Königs Ludwig in die Stadt berufen und zur Niederlassung aufgefordert worden waren, wurden des Landes verwiesen. Karl Robert hatte sie seiner königlichen Gnade und seines besonderen Schutzes versichert! Dies alles fruchtete nichts. Die Juden von Oedenburg mußten sich in das traurige Los fügen: sie verließen die Stadt und begaben sich unter die Obhut und Obrigkeit Rudolfs, des Herzogs von Oesterreich, nach Wiener-Neustadt[12]), wo schon zu Ende des XII. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde bestanden hatte.

Die Stadt hatte gegen die Vertreibung der Juden — wie es scheint — nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Sie war eifrig bestrebt, die unglückliche Lage der Juden weidlich auszunützen.

---

[9]) O. Stobbe: Die Juden in Deutschland 11, 201.

[10]) A. d. St. Oe. Lad VIII et H. fasc. I. Nr. 10: „plures calices et ornamenta sacerdotalia inter Judeos obligavit." (1354.) Vergl. E. Poda: A soproni plébania története 5.

[11]) S. Kohn: A zsidok története, d. h. Die Geschichte der Juden in Ungarn 133.

[12]) I. Hajnik: A zsidok Magyarorszagon (Akad. Ert. V.) 203 bis 204.

Die Stadt erwirkt nämlich im Jahre 1365, also nach der Vertreibung der Juden, bei Herzog Rudolf von Oesterreich, der ein Bruder Ludwig des Großen war, folgendes: Die Schuldscheine solcher Juden, die unter seinem Schutze sich befinden und dort ihre Forderungen gegen Bürger von Oedenburg geltend machen wollen, sollen als ungültig erklärt werden, respektive nur dann als gültig anerkannt werden, wenn die Juden über eine jede Schuldforderung von König Ludwig eine besondere bestätigende Erklärung aufzeigen können.[13])

Es ist klar, daß diese Maßregel beinahe mit der völligen Annullierung der jüdischen Schuldforderungen gleichbedeutend war. Wie wäre es auch den Juden, die aus Ungarn vertrieben wurden, möglich gewesen, bestätigende Erklärungen über ihre Schuldforderungen von dem König zu erbringen, dessen Land sie nicht betreten durften?

Noch waren aber die Bürger von Oedenburg von einer anderen Gefahr bedroht: sie konnten durch ihre jüdischen Gläubiger, die aus Oedenburg nach Wiener-Neustadt sich geflüchtet hatten, in Neustadt verhaftet werden oder ihre Waren konnten dort gepfändet werden. Denn zwischen den beiden Städten war ein lebhafter Verkehr, besonders wurde viel Wein nach Neustadt exportiert. Auch diese Gefahr wurde von ihren Häuptern abgewendet. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Aus alten Familienpapieren.

Von Doz. Dr. J. Fischer.

Im Toleranzpatent Kaiser Josef II. vom 2. Januar 1782 wurde alinea 9 festgestellt, daß „die Besuchung der höheren Schulen jüdischen Religionsgenossen niemals untersagt gewesen“, weshalb „diese Erlaubnis hier bloß erneuert und bestätigt“ werde. Aber erst im Hofdekret vom 12. Januar desselben Jahres wurde den Juden ausdrücklich auch die Berechtigung zur Erlangung der juridischen und medizinischen Doktorwürde zuerkannt (A. F. Pribram, Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien, 1918, I. S. 497und 514). Darum hätten, entsprechend der fünjährigen Studiendauer, schon vom Jahre 1787 ab die ersten jüdischen Doktoren der Medizin promoviert werden können. Tatsächlich aber fand die erste Promotion eines solchen erst im Jahre 1790 statt und Neuburger hat uns an der Hand des „Catalogus Medicinae Doctorum rigorose examinatorum“ der Wiener medizinischen Fakultät eine Liste der in den ersten zwei Jahrzehnten nach Erlassung des Toleranzediktes promovierten jüdischen Mediziner mitgeteilt (Monatschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums, 1918, S. 219).

Schon im Jahre 1782 wurde aber ein Jude, namens Jacob David, zur Chirurgenprüfung zugelassen und von diesem Jahre an treten den jüdischen Medizinern auch die jüdischen Stu-

---

[13]) A. d. St. Oe. Lad. XV. fasc. I, Nr. 4. Druck: I.Házi: Sopron szabad kiralyi varos törtenete. Oklevelek I, 132. 126.

denten der Wundarzneikunst und Geburtshilfe zur Seite. Von zwei solchen Chirurgen und Geburtshelfern aus dem Ende des 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts — Vater und Sohn — liegen mir, aus altem Bodenkram gerettet, eine Reihe von vergilbten Dokumenten vor.

Zunächst die Papiere des Vaters Isaak Moyses, der sich später Frankenstein nannte — hatte ja Kaiser Josef schon 1782 den Juden befohlen, deutsche Familiennamen zu tragen. Hier finden wir die Frequenzbestätigung des berühmten Wiener Klinikers Maximilian Stoll und die seines Nachfolgers Jakob Reinlein, die erstere undatiert, die letztere vom 23. Mai 1786. Es folgt die Frequenzbestätigung des Lehrers der Geburtshilfe Raphael Joh. Steidele vom 16. September 1786, der Frequenz- und Prüfungsausweis über die theoretische Medizin von Professor Josef Langmayer vom 3. April 1787, schließlich der gleiche Ausweis über die Tierarzneikunde von Prof. Johann Gottlieb Wollstein vom 12. Juli 1787. Auch das mit dem Fakultätssiegel versehene Diplom des Isaak Moyses (deutsch abgefaßt) vom Jahre 1787 und desselben Diplom als Magister artis obstetriciae vom 10. August 1788 in lateinischer Sprache hat sich erhalten.

Mit dem Erwerb der Würde eines Magisters der Chirurgie und Geburtshilfe war aber unserm Moyses-Frankenstein keineswegs die freie Ausübung seines Berufes gesichert. Das war auch nicht bei den Doktoren der Medizin der Fall. So ist gerade in jener Zeit einem Angehörigen einer alten Wiener jüdischen Familie, dem Dr. Samuel Bernhard Oppenheimer, dem Urenkel des berühmten Hoffaktors gleichen Namens, nur auf Befehl des Kaisers gegen den Ausspruch der medizinischen Fakultät am 12. Februar 1786 die Praxis in Wien gestattet worden. In Wien mußte Frankenstein erst noch eine besondere Aufenthaltsbewilligung erhalten, zumal sich in der Zeit nach Kaiser Josef die Bedingungen für die Ansiedlung der Juden in Wien bedeutend verschlechtert hatten und 1802 sogar ein kaiserlicher Befehl ergangen war, nach welchem keinem Juden ohne Unterschied ferner die Toleranz zu verleihen sei. Auf diese Aufenthaltsbewilligung bezieht sich ein von den damaligen Vertretern der Wiener Juden — David Wertheimer, Lazar Edlen von Wertheimstein, Salomon W. Herz, G. G. Uffenheimer, Mayer Adam Arnsteiner und David Löw Neustadl — am 20. Jänner 1804 ausgestelltes Zeugnis. In diesem wird betont, daß Fr. ein eingeborenes Landeskind sei, sich viele Jahre ohne Tadel in Wien aufgehalten habe, durch moralischen Lebenswandel, Verträglichkeit und Eingezogenheit auszeichne, seine erlernte Kunst stets ohne Unterschied der Religion und des Standes ausgeübt und — was medico-historisch von Interesse ist — „seine Geschicklichkeit auch im Einimpfen der Kuhpocken gezeigt habe, da er gegen 50 Kinder christlicher und jüdischer Familien mit dem erwünschten vorteilhaften Erfolg behandelte".

Daß Fr.'s Ansuchen bewilligt wurde, beweist der Umstand, daß ihm, der sich im Jahre 1798 mit Regine Pollak vermählt

hatte (Pribram l. c. II. S. 532), in Wien ein Sohn geboren wurde, der in den Wiener Familienlisten vom Jahre 1812 (ibid. II. S. 209) und 1823 (ibid. II. S. 419) geführt wird und auch in Wien am 30. Juni 1825 verstorben ist. Näheres über seine Praxis ist mir nicht bekannt geworden.

Von seinem Sohne Eduard Frankenstein (geboren 1807) liegt mir der Immatrikulationsschein sowohl der Universität wie der medizinischen Fakultät vor. Der erstere ist vom Jahre 1820, der letztere vom Jahre 1824 datiert. Die in das Gymnasium aufgenommenen Schüler mußten nämlich dort, wo sich eine Universität oder ein Lyzeum befanden, sich daselbst immatrikulieren lassen, weil kein Student zu den gewöhnlichen Semestralprüfungen zugelassen werden durfte, der sich nicht vorher mit einem Immatrikulationsschein ausweisen konnte (Sammlung der Verordnungen und Vorschriften über die Verfassung und Einrichtung der Gymnasien, Wien 1808). Die Zahlenangaben zeigen uns aber auch, daß Fr. nur die sog. vier „Grammatikalklassen" und nicht auch die beiden „Humanitätsklassen" absolviert hatte.

Sein deutsch abgefaßtes Diplom als Wundarzt und Geburtshelfer belehrt uns des weiteren darüber, daß er am 12. Dezember 1829 die Prüfung aus Wundarzneikunde, am 9. März 1831 die Prüfung aus der Geburtshilfe abgelegt hatte. Von diesem Eduard Frankenstein wissen wir, daß er nach 14jähriger, unentgeltlicher Dienstleistung als zweiter Wundarzt am alten Israelitenspital am 13. Dezember 1843 zum ersten bezahlten Chirurgen dieser Anstalt vorrückte, aber schon im Jahre 1848 gestorben ist.

Daß sich Eduard Fr. in Wien eines besonderen Ansehens erfreute, beweist uns ein ehrenvolles Schreiben des Freiherrn Ludwig von Türkheim — des Vizedirektors des medizinisch-chirurgischen Studiums (1777—1846) — vom 26. Oktober 1838.

Die materiellen Verhältnisse des Chirurgen Eduard Frankenstein können aber wohl nicht glänzend gewesen sein; denn nur so können wir es uns erklären, daß sich seine Frau Barbara geb. Zilzer, ebenfalls aus Wien gebürtig, mit der er seit 1834 verheiratet war (Pribram l. c. II. S. 540) schon im Jahre 1843 — also noch zu Lebzeiten ihres Mannes — der Hebammenprüfung unterzog, was uns das vorliegende Hebammendiplom aus diesem Jahre erweist. Als vielbeschäftigte Hebamme war sie nach dem Tode ihres Gatten bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts in Wien tätig. Die gedruckten Eidesformeln, und zwar das „Juramentum eines Wundarztes", der neue „Eid eines Wundarztes" und der neue „Eid eines Geburtshelfers" sowie der „Eid der geprüften Hebammen" beschließen unsere Dokumentensammlung.

Man hat oft daran Anstoß genommen, daß die Juden ein den Prozentsatz der Bevölkerung weit überschreitendes Kontingent zum ärztlichen Berufe gestellt haben. Aber Jahrhunderte hindurch war dies eben der einzige gelehrte Beruf, den die Juden ausüben konnten, wenn sie sich nicht dem Handel und

Geldgeschäften widmen wollten. Noch Moses Mendelsohn klagte am Ende des 18. Jahrhunderts, daß den Kindern außer dem Kaufmannstande nur noch die Arzneikunst offen stände, zu der aber nicht jeder Lust und Genie habe. Reichtümer konnten die Juden im ärztlichen Berufe in Wien nicht sammeln. Das hat uns das Beispiel unseres Frankenstein gezeigt, dessen Frau auf die Ausübung der Hebammenpraxis angewiesen war. Die von Taglicht aus den Gerichtsakten veröffentlichten Nachlässe der im 18. Jahrhundert verstorbenen Aerzte berichten uns von einem Dr. med. Josef b. Abraham Stern (Stella) aus Venedig, der 1707 in Padua zum Doktor der Philosophie und Medizin promoviert worden war, daß er verschuldet starb; Dr. med. Menachem ben Chajjim Mazaretto (Emanuel Mazareto) hatte bei seinem im 85. Lebensjahre erfolgten Tode einen Passivstand von 135 Gulden aufzuweisen und nur der schon früher erwähnte Dr. Samuel Oppenheimer hinterließ ein Vermögen von 5833 Gulden.

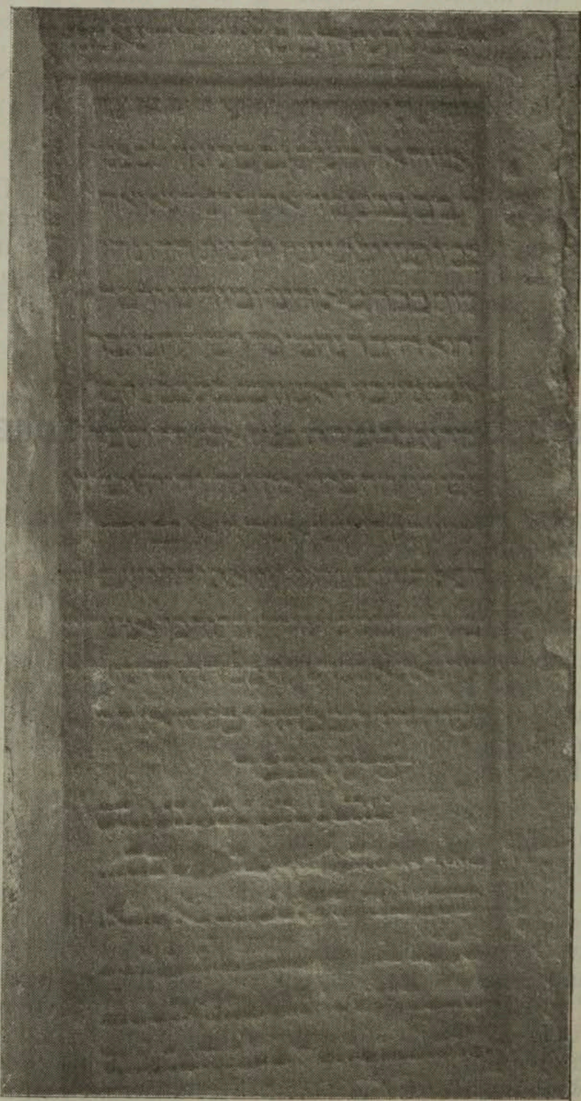
Judensiedlungen in der Wachau.

Eine einführende Studie.

Unstreitig besitzt Oesterreich in der Wachau eine der reizvollsten Landschaften. Der Blick des Beschauers wird dort bald durch ein Kirchlein auf bewaldetem Hügel, bald durch ein malerisch gelegenes Dörfchen gefesselt und schließlich taucht ab und zu eine Burgruine oder ein Städtchen von mittelalterlichem Aussehen auf. Durch diese heute so stille Gegend sind Nibelungen und Kreuzfahrer, Römer und Magyaren, Hussiten und Schweden die Donau entlang mit dem Schwerte gezogen, aber auch Juden haben hier an vielen Orten ihre friedliche, ja leidvolle Rolle gespielt.

Nachweisbar waren schon zur Zeit der Kreuzzüge Juden in Krems ansäßig, und schon in einer aus dem Jahre 1160 stammenden hebr. Urkunde wird Hedreichsdorf, das heutige Hadersdorf bei Krems, genannt. Die Kreuzzüge verlegten das Schwergewicht der deutschen Judenheit vom Rhein nach dem Osten und Krems wurde eine der bedeutendsten Gemeinden Deutschlands, bis es im vierzehnten Jahrhundert seinen Rang an Wien abtrat. Damals lebte und wirkte in Krems Rabbi Nachlifa oder Nehemia, dessen Grabstein noch heute an der Außenseite der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach ihrer Entweihung durch die Hussiten renovierten Piaristenkirche zu sehen ist. Vielleicht sollte es ein Akt besonderer Pietät sein, die den Grabstein dieses Rabbiners nach der Vertreibung der Juden durch Einverleibung in die Mauern der Kirche vor Verschleppung retten ließ, denn sonst sind in Krems aus jener Zeit nur mehr ein hebräischer Grabstein im Garten des Konvents der englischen Fräuleins und an anderen Stellen noch zwei weitere Fragmente erhalten, von denen noch eingehender

zu sprechen sein wird, vielleicht aber sollte gerade durch die Einfügung dieses Steines in die Kirchenmauer der vollständige Sieg der streitbaren Kirche über das verhaßte Judentum demonstriert werden!



Grabstein des R. Nehemia (Nachlifa) an der Piaristenkirche zu Krems.

Aus der zeitgenössischen Literatur sind außer R. Nachlifa noch mehrere andere Kremser Rabbiner bekannt. Allen voran ist R. Israel, der Urgroßvater des im fünfzehnten Jahrhundert

in Wiener-Neustadt lebenden Verfassers des „Terumat ha-Deschen" Israel Isserlein zu erwähnen. Diesen R. Israel aus Krems halten manche Historiker sogar für den „Hochmeister" Israel, den Ruprecht III. zum Oberrabbiner für das ganze deutsche Reich ernannte, dessen Obliegenheiten sich aber größtenteils in der Mitwirkung bei der Eintreibung der Judenabgaben erschöpften. Jedenfalls zeigt schon die Möglichkeit dieser Annahme die hervorragende Stellung der Kremser Gemeinde innerhalb der deutschen Judenheit. Wir kennen ferner die Kremser Rabbiner R. Pessach, R. Jakob (Jekel) aus Eger, R. Eisak und den im Jahre 1421 in Wien als Märtyrer gestorbenen R. Aaron Blümlein, der Freund und Studienkollege des berühmten R. Jakob Mölln (Maharil) aus Mainz war.

Schon im Jahre 1293 gab es in Krems eine grausame Judenverfolgung, die sich im Jahre des „Schwarzen Todes", 1349, wiederholte. Es war in ganz Süddeutschland ein Unglücksjahr erster Ordnung für die Juden. In den sogenannten Memorbüchern von Deutz, Metz, Mainz usw., die alle aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen und die Namen so vieler Gemeinden dem immerwährenden Gedächtnis bewahren wollen, deren Mitglieder ganz oder teilweise den Märtyrertod erlitten, wird auch Krems genannt. Auch die Namen der Kremser Judenrichter aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sind bekannt, sonst erinnert aber in der Stadt selbst jetzt nur mehr die „Judengasse", ein typisches enges Judengäßchen, in dem gegenwärtig kein einziger Jude wohnt, an die im Jahre 1421 gründlich durchgeführte Vertreibung und Vernichtung einer blühenden Gemeinde.

Außer den schon erwähnten Grabsteinen haben sich nur noch zwei Fragmente von Pergamentschriftstücken aus der Kremser jüdischen Vergangenheit erhalten. Das eine ist ein Bruchstück einer illustrierten Kethuba, eines Heiratsvertrages in hebräischer Sprache, der in Krems im Jahre 5152 (d. i. 1391/92) abgeschlossen worden war, und befindet sich jetzt in der Wiener Nationalbibliothek, das andere aber ist ein unregelmäßig herausgerissenes Stück einer Esther-Rolle, das sich auf der inneren Umschlagseite eines Zehentbuches der Pfarre Krems von 1431 befindet und ist im Museum der Stadt Krems aufbewahrt. Wahrscheinlich war diese Esther-Rolle und, wer weiß wieviele andere Bücher und Heiligtümer noch den zur Zeit der „Wiener Geserah" auch aus Krems vertriebenen Juden, geraubt worden. Wie zum Hohn enthält dieses Bruchstück aber gerade jene Stelle der Esther-Rolle (Kap. 8, V. 10 ff), in der erzählt wird, daß den Juden im Perserreiche Erlaubnis erteilt wurde, sich ihrer Feinde zu bemächtigen. Nun freilich, an Vergeltung dachte gewiß keiner dieser Armen, die da froh waren, wenn es ihnen gelang, mit dem bloßen Leben davonzukommen und sich etwa auf einem schwachen Floß donauabwärts nach Ungarn zu retten.

Außer der Kremser Judengemeinde waren an der Judenverfolgung des Jahres 1338 nach dem Nürnberger Memorbuch

noch passiv die Juden von Rastenvelden, dem heutigen Rastenfeld bei Krems, über die uns sonst keine Quelle berichtet, beteiligt. An der noch viel bedeutenderen Verfolgung des Jahres 1349 waren aber auch die Juden von Stein und Mautern beteiligt. Schon im Jahre 1160 erwähnt der jüdische Reisende Benjamin von Tudela den Namen des Ortes Mautern, und das Andenken dieser drei Judensiedlungen hat sich merkwürdigerweise auch in weitverbreiteten Familiennamen erhalten, die die Nachkommen der aus diesen Orten geflüchteten Juden in seltener Treue zu einer stiefmütterlichen Heimat beibehalten haben. Kremser, Stein und Steiner sind bekannte jüdische Familiennamen, und möglicherweise liegt auch in dem Namen Mautner ein Hinweis auf die Abstammung aus Mautern, wenn auch hier der Gedanke an den Beruf des Mautners oder Zöllners (es kommt ja auch der Familienname Zollner vor!) naheliegt. Auch der Name des Dorfes Marbach, das sich in neuester Zeit als antisemitische Sommerfrische ausgezeichnet hat, kommt als Familienname vor und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch dort einmal einige Juden wohnten oder regelmäßig in Geschäften hinkamen und sich dann den Namen dieses Ortes als Familiennamen beilegten.

An einer der schönsten Stellen der Wachau liegt Persenbeug, dem alten Pösenbeug, gegenüber das Städtchen Ybbs, in dem sich auf einem stillen, altertümlich-patrizierhaften Platz die netten Wägelchen einer elektrischen Schmalspurbahn nach Kemmelbach recht wunderlich ausnehmen. Auch in Ybbs wohnten im Mittelalter Juden; von ihrer Vertreibung weiß die Wiener Geserah zu berichten, und die Namen mehrerer Juden aus Ybbs sind uns in Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten. Im Rathause von Ybbs selbst sind heute keine Urkunden aus jener Zeit mehr vorhanden und auch in der Stadt hat sich das Andenken der Juden weder bei den Bürgern noch in Denkmälern erhalten. Dennoch gibt es dort sogar zwei jüdische Friedhöfe, während fast kein einziger Jude in der Stadt wohnt. Im neunzehnten Jahrhundert haben sich in Ybbs und den Orten der Umgebung etliche Judenfamilien angesiedelt und da wurde der ältere dieser beiden Friedhöfe angelegt, dem nach einigen Jahrzehnten ein zweiter folgen mußte. Diese Juden von Ybbs sind aber allmählich wieder nach anderen Orten, namentlich aber nach Amstetten und Wien gezogen. Sie haben viel zum Aufblühen der Industrien in der Gegend beigetragen, aber es ist kein bloßer Zufall, daß das Stammhaus des Dr. Lueger, des Vaters des österreichischen Antisemitismus in Judenhof[1]) bei Neustadtl, westlich von Ybbs, stand, in einem Orte also, der wahrscheinlich einmal Juden beherbergt und vertrieben hatte, und daß denselben Lueger die Stadt Ybbs zu ihrem Ehrenbürger ernannte.

---

[1]) Die Topographie von N.-Oe. schweigt sich über den Ursprung dieses Ortsnamens, wie überhaupt über so manche Tatsache der jüdischen Geschichte in Oesterreich, gründlich aus.

Im Jahre 1245 waren auch in Langenlois schon Juden angesiedelt und noch heute führt dort die Häuserreihe, in der damals eine Synagoge stand[2]), den Namen Judengasse. In den Jahren 1337 und 1347 wurden die Juden in Langenlois[3]) (damals Laubs oder Libisch) geplündert und gemordet, den Loisern wurden aber dafür auch vom Herzog bis zum Jahre 1361 alle Rechte strafweise entzogen. Während im Mittelalter die österreichisch-jüdische Geschichte sich vorwiegend in Städten abspielt und die Juden den Bürgern den notwendigen Kredit



Langenlois, Hof in der Rudolfsgasse (ehemalige Synagoge).

vermitteln, durften die niederösterreichischen Juden im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, nachdem die Wunden des Jahres 1421 langsam geheilt und vergessen waren, in diesem unduldsamen Zeitalter der Glaubenskriege und der Gegenreformation, meist nur in den Dörfern und Märkten der adeligen Herren wohnen. So kommt es, daß in Orten, die uns heute ganz unbedeutend scheinen, wie etwa in Langenlois verhältnismäßig große Judengemeinden bestanden. Im Jahre 1652 sind

---

[2]) Die heutige Rudolfgasse.

[3]) Die landesfürstlichen Städte wachten streng über die von Landesfürsten, dem Herzog von Oesterreich im Jahre 1421 ausgesprochene Ausweisung der Juden „für immer". Zum Glück war aber, wie Herr Prof. Stowasser richtig bemerkt, der österreichische Landesfürst nebenbei meist auch ein klein wenig römisch-deutscher Kaiser und so konnte er als Kaiser an seinem Hofe und an den seinen adligen und geistlichen Herren gehörigen Orten die Kammerknechte dulden, die er mit der anderen Hand — als Herzog von Oesterreich — vertrieb.

für Langenlois zwölf ansäßige Judenfamilien nachweisbar, und Selke von Langenlois war einer der jüdischen Deputierten zur Steuerveranlagung in Niederösterreich. In Langenlois approbierte R. Samuel Kaidanower im Jahre 1658, als er auf seinen vielen Wanderfahrten nach dem Chmelnickischen Aufstand auch dort von 1656 bis 1659 weilte, ein Werk des Zwi Kohen נפתלי צבי mit dem Vermerk Aron Kaidanower, „der sich gegenwärtig in der Heiligen Gemeinde Lois im Lande Oesterreich aufhält", הגר בע״ע בק״ק לוז במדינת איסטרייך und diese Tatsache, die einen gewissen Anteil der Juden in Langenlois an der hebräischen Literatur ergibt, rechtfertigt auch die Erwähnung von Langenlois im Rahmen der Wachau, zu der der Ort ja streng genommen nicht mehr gehört. R. Aron Samuel Kaidanower starb als Rabbiner von Fürth und auch den bereits erwähnten Selke von Langenlois finden wir im Jahre 1687, also nach der Vertreibung der Juden aus Oesterreich im Fürther Memorbuch wieder. Einen R. Gerson, Rabbiner von Langenlois in Oesterreich kennt auch eine im Jahre 1825 hergestellte Abschrift eines Stammhauses, die sich jetzt im Archiv der Gesellschaft für jüdische Familienforschung befindet, und auch Naftali Hirsch b. Simson Langenlois, der sich als Wiener Exulant in Schwersenz niederließ und von dem im Jahre 1692 in Frankfurt a. M. das Werk נפתלי אילה שלוחה erschien, ist ein Vertreter des Geisteslebens in diesem so abseits gelegenen und unscheinbaren Orte, von dem aus aber ein Schluß auf die geistigen Metropolen im Judentum jener Tage gezogen werden kann. Damals stand eben ganz anders als heute jede noch so kleine Gemeinschaft in Kontakt mit dem ganzen übrigen Judentum und diente mit am Werk.

Natürlich mußte es unter den Juden von Langenlois auch wohlhabende Kaufleute gegeben haben, da wir ebenfalls in Fürth Jospel Lus, den Sohn des Isak aus Langenlois finden, der dem R. Jechiel Krochmal die Herausgabe des Werkes מקור החיים (1697) ermöglichte. Und schließlich kennen wir auch noch Abraham, Sohn des Model Ries aus Langenlois, der im Jahre 1671 nach Potsdam ging und einer der Begründer der heutigen Berliner Judengemeinde wurde.

Seit 1638 forderte die Stadt Krems von jedem Juden, der auf dem Markt erschien, einen Reichstaler. Damals wohnten 300 Juden in Krems; es war ein eigener Judenrichter bestellt, der gewöhnlich dem Rate der Stadt angehörte. Der Schulweingarten soll der jüdische Friedhof gewesen sein und auch in der jetzigen Vorstadt Hohenstein, die damals Eßlstain hieß, wohnten im siebzehnten Jahrhundert wieder einige Judenfamilien, doch war die alte Blüte der Kremser Gemeinde nie mehr wieder zu erreichen. Der „Eselstein" bei Krems mußte übrigens im sechzehnten Jahrhundert auch den Wiedertäufern zum Aufenthaltsort dienen. Viele Juden besuchten auch nach 1671 die Kremser Märkte und heute wohnen in Krems und den Orten der Umgebung wieder ungefähr vierhundert jüdische Seelen; es gibt dort wieder eine schöne Synagoge, die nur leider allzu geräumig

zu sein scheint für das stark gesunkene Bedürfnis der heutigen Kremser Judengeneration und auch innerlich nicht sehr den großen Traditionen der Gemeinde entspricht, da die Lehre des Judentums in ihr nicht mehr die notwendige Pflegestätte findet und im Hofe dieser Synagoge alle anderen Geräusche eher zu hören sind als die Worte der Thora. Es gibt in Krems auch wieder jüdische Vereine, einen alten und einen neuen jüdischen Friedhof.

Auch in Mautern finden wir im siebzehnten Jahrhundert wieder Juden, sie bilden aber keine Gemeinde und im Jahre 1652 weist das Verzeichnis der Landjudenschaft nur zwei Familien für diesen Ort aus. Desgleichen wohnte auch in Stein im genannten Jahre nur mehr eine jüdische Familie, obwohl die Juden von Stein im Jahre 1669 fast ebensoviel an Toleranzgeld zu zahlen hatten wie die von Mautern. Auch in Haindorf, unweit von Krems, lebten damals vier und in Spitz[4]) fünf jüdische Familien. Viele Juden in Böhmen, Mähren und Ungarn, ja sogar in Deutschland und Polen, führen die Namen Spitz und Spitzer, die auf ihre Herkunft aus Spitz schließen lassen. Oft sind ja die jüdischen Familiennamen nicht zu unterschätzende Wegweiser durch sonst dunkle Gebiete der jüdischen Geschichte, wenn sie nur mit der nötigen Vorsicht gebraucht werden. Berühmt gewordene Träger des Namens Spitzer sind der in Nikolsburg geborene Wiener Feuilletonist Daniel Spitzer und der aus Ungarn stammende erste Rabbiner der Wiener „Schiffschul", R. Salman Spitzer. Die Monumenta Hungariae Judaica weisen schon im Jahre 1375 einen Iudex judeorum de Posonio (Preßburg) namens Paulus Spitzer auf, der vermutlich ein aus Spitz stammender getaufter Jude war, und die von Hofrat Eduard Effenberger verfaßte Chronik des Marktes Spitz berichtet über die Juden in Spitz folgendes:

„Auch die in Spitz seinerzeit ansässig gewesenen Juden hatten ihren eigenen Friedhof neben dem „öden Schloß" (Ruine Hinterhaus). Für den Fleck beim Hausberg, der ihnen von der Herrschaft aus Gnade zur Begräbnisstätte bewilligt worden ist, mußten sie an das herrschaftliche Grundbuch an jährlichem Dienst fünfzig Pfund Inselt und fünf Gulden Bargeld leisten. Im Jahre 1672 sind die Juden aus Spitz ausgewandert. Als sie später jährlich vom Kremser Markt durch Spitz kamen, verehrten sie dem Marktrichter einige Limonien, damit er ihnen gestatte, die Ruhestätte ihrer Glaubensgenossen neben dem öden Schloß zu besuchen. Wenn die Volkstradition sagt, daß Spitz einst eine Judenstadt gewesen sei, so ist dies entschieden sehr übertrieben. Es ist allerdings nachgewiesen, daß in Spitz bis zum Jahre 1672 viele Juden ansässig waren, die gleich den Christen urkundlich als „Bürger" erscheinen. So hatte im Jahre

---

[4]) In einer Eingabe der gesamten Fleischhacker von Niederösterreich an die Hofkammer gegen die jüdische Konkurrenz wird von Spitz (1660) behauptet, daß dort nur die Juden das Fleisch hätten (!).

1668 ein Jakob Isak von einem Hause auf der „Prandstatt, so vor diesem ein Laden gewesen und ihm von der Herrschaft verkauft worden", in das herrschaftliche Grundbuch eine Abgabe von vier Pfund zu leisten. In der Kirchenrechnung vom Jahre 1670 wird die an „Moyses Isaak, bürgerlichen Juden allhier" für den Schulmeister Benatzki beglichene Schuldpost von 35 Gulden 25 Kreuzer erwähnt. Ein mit zwei Schuh im Propsteigarten gestandenes Häuschen wurde mit Erlaubnis des Stiftes Niederaltaich von einem Juden erbaut. Daß der Verkehr zwischen Christen und Juden in Spitz ein lebhafter war, läßt sich auch daraus entnehmen, daß damals auffallend viele jüdische Vornamen als christliche Taufnamen in Spitz vorkamen, so zum Beispiel Abraham, David, Zacharias, Elias und dergleichen. An die seinerzeitige Anwesenheit der Juden in Spitz erinnern die verschiedenen Bezeichnungen „Judengasse, Judenkeller" usw., vornehmlich aber der „Judentempel", mit welchem Namen der Volksmund noch heute die noch bestehende Brandruine der ehemaligen evangelischen Schloßkirche belegt. Wie und wann diese Benennung entstand, ist nicht nachweisbar. Sie dürfte jedoch darauf zurückzuführen sein, daß sich die Israeliten in Spitz wahrscheinlich zur Zeit, als die protestantische Kirche bereits eingeäschert war, in dieser Brandstätte zu ihren religiösen Uebungen und Andachten versammelten. Der Volksmund erzählt auch, daß es in der Nähe dieser Brandruine „umgehe". Gegenwärtig ist der „Judentempel" geschlossen; im Innern befindet sich ein Weinkeller."

Westwärts von Spitz wohnten in Schönbüchl oder Schönpichl bei Melk im Jahre 1652 zwei jüdische Familien, ebensoviele in Losdorf und in Gänsweid bei Persenbeug. Das ist aber auch so ziemlich alles, was wir von den Juden in der Wachau wie überhaupt von den niederösterreichischen Landjuden des siebzehnten Jahrhunderts wissen. Es trennt uns von ihnen keine so große Zeitspanne wie von denen des früheren Mittelalters und dennoch sind uns ihre Lebensumstände, ihr Erwerb und ihr sonstiges Schicksal ein Buch mit sieben Siegeln. Nur daraus, daß in den Urbarien jener Zeit unter den Abgaben der Juden an ihre Gutsherren vielfach Pfeffer, Limonien und ähnliche Naturalien angeführt sind, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Juden den Handel mit Kolonialwaren betrieben. Auf den Kremser Märkten hielten sie Goldschmiedwaren feil und so hatte sich wohl auch hier in ihrer wirtschaftlichen Funktion der allgemeine Wandel vom Geldgeschäft zum Kleinhandel mit jenen Bedarfsgegenständen, die gewisse Beziehungen erforderten, vollzogen. Heute sind trotz Freizügigkeit in der ganzen Wachau, außer in Krems, nur wenige Juden ansässig und diese wenigen sind Aerzte, Rechtsanwälte, Kaufleute oder Fabrikanten. Materiell sind sie nicht schlecht gestellt, aber ihre Zusammengehörigkeit mit dem Judentum ist nur sehr lose und es ist hohe Zeit, daß sie wenigstens geistig wieder dem Gesamtorganismus des Judentums angegliedert werden. Feindlicher als im 14. und im 17. Jahrhundert kann auch im zwanzigsten die Umwelt uns nicht gegen-

überstehen ... wir müssen nur hinter den Juden jener finsteren Jahrhunderte nicht beschämt zurückstehen. Und wenn der arischen Bevölkerung der Wachau Anschluß an Deutschland als höchstes Ideal vorschwebt, sollte den Juden in der Wachau wie in aller Welt Anschluß ans Judentum Ziel aller Wünsche bedeuten.

*

Nachbemerkung: In einem der nächsten Hefte sollen bisher unveröffentlichte Urkunden zur Geschichte der Juden in Krems aus dem Kremser Stadtarchiv, für deren Ueberlassung dem Archivar, Herrn Prof. Dr. H. Plöckinger an dieser Stelle herzlichst gedankt sei, veröffentlicht werden. Für heute sei noch nachgetragen, daß sich an dem Hause Untere Landstraße, Ecke Täglicher Markt, in Krems noch heute die Figur eines jüdischen Marktbesuchers befindet, der sich die Hände an einem Kohlenbecken wärmt. Diese Figur bildete früher als „Der Winter" das Gegenstück zu einem gegenüber befindlichen, jetzt im Kremser Museum aufgestellten Bilde aus dem 16. Jahrhundert „Der Sommer", das einen mit Früchten reich beladenen Landmann darstellt. Diese Judenfigur ist eine nicht zu verachtende Illustration zu den uns bekannten und teilweise hier zum erstenmal zur Veröffentlichung gelangenden Urkunden über den Marktbesuch der Juden in Krems.

Der oben erwähnte Grabstein im Garten der „Englischen Fräulein" ist bereits in der Revue des études juives 29, Jahrgang 1894, Seite 252 veröffentlicht. Die Inschrift lautet:

אהה אזעק
על פטירי פענין
בת ר׳ יוספא
שהלכי לעולמי
ו׳ בכסליו
קדם לפרי
ביום בי תינציביה

Wehe! rufe ich aus ob dem Hinscheiden der Penina, Tochter des Rabbi Juspa, die in ihre Welt einging am 6. Kislev 144.

Der 6. Kislev 144 entspricht dem 2. November 1383. Von den anderen in der Revue a. a. O. als aus Krems stammend angeführten Inschriften ist keine Spur mehr vorhanden, ein Beweis mehr für die Notwendigkeit jüdischer Denkmalpflege und jüdischen Denkmalschutzes in Oesterreich. Es kommt dabei oft auf Tage oder Wochen an, da ein auf einem Materialplatz an der Grenze der Städte Krems und Stein gelegenes hebräisches Grabsteinfragment noch hätte konserviert werden können, wenn der Referent einige Tage früher nach Krems gekommen wäre.

Im Hofe des Hauses Badgasse No. 2 befindet sich ein Grabstein mit folgender Inschrift:

(על)ם ב . . . .
בלב ומעש . . .
בחור עניו . . .
(ש)לום בהרב (ת)נחום
ב׳ דר ה׳ש = 2. Tag Roschhaschonoh.
ב׳ תשרי ק׳נ ל
(פ)רט תנצב׳ה
אמן ס׳ס׳ס

. . . im Herzen und in der Tat . . . der bescheidene Jüngling Schalom, Sohn des Rabbi Tanchum . . . 2. Tischri 150 . . .

2. Tischri 150 ist gleich 22. September 1389. Schließlich befindet sich noch unter den Stufen der Frauenbergstiege, die zu der oben erwähnten Piaristenkirche führt, als fünfte von oben ein wahrscheinlich der Länge nach geteilter Grabstein, von dessen Inschrift nur Bruchstücke übrig sind:

כי מר . . . . .
בא א . . . . .
. . מעש . . . .
ב. יוסף . . . .
ת פר . . . . .
א׳ סלה . . . .

Man kann von Krems fast ohne Uebertreibung sagen, daß es mit jüdischen Erinnerungen gepflastert ist! L. M.

Jüdische Spuren im Vorauer Stifts-archive.

Von August Eigner, Fachlehrer in Wien.

Der von der turmreichen Klosterburg überragte Markt Vorau in der Oststeiermark dürfte nie Wohnsitz einer auch noch so kleinen Judengemeinde gewesen sein. Wenigstens gibt es keinen dokumentarischen Beleg dafür. Wenn auch J. E. Scherer in seinem Buche: „Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutschösterreichischen Ländern" (Leipzig, 1901) und Albert von Muchar in seiner „Geschichte des Herzogtums Steiermark" (8 Bde. und 1 Reg.-Bd., Graz, 1844—1874) Vorau als einen Wohnort von Juden (allerdings ohne Quellenangabe) bezeichnen, so meint Dr. Artur Rosenberg in „Beiträge zur Geschichte der Juden in Steiermark" (VI. Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutschösterreich", Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1914), daß die beiden Autoren aus der am 17. März 1396 erflossenen Bestimmung für Grundbesitz von Juden in verschiedenen Städten Steiermarks irrtümlich auf Ansässigkeit von Juden in Vorau schließen. Besitz daselbst kann ihnen pfandweise zugefallen sein, wie z. B. Judenburger Juden solchen in Knittelfeld und Rottenmann hatten.

Wenn wir nun im Markte Vorau vergeblich nach jüdischen Spuren suchen, so birgt das Stiftsarchiv bisher teilweise noch nicht veröffentlichte historische Dokumente zur jüdischen Topographie Deutschösterreichs:

7. August 1492. — „Muschman Jud, des Sackhl Juden Sun", zu Judenburg, gibt auf Drängen des Propstes Johann zu St. Niklas in Rottenmann dem dortigen Stifte den Zehent von der Röttlschwaig, gelegen bei der „Lüezenpruckh vnder Lüezen" im Ennstal, den ihm Jörg Wagner zu Treglwang „Gaisser Pfarr" widerrechtlich als Pfand versetzt. — Orig. Perg, mit zwei Siegeln.

1385. — „Heinrich der Lux, Burger in der Newnstat" und seine Hausfrau Anna verpfänden „Mayr leui dem Juden Slüembleins des Juden sun" ein Gut. — Orig. Perg. (?), als Deckblatt in Codex 217. — —

Pag. 235 usf. in „Protocollum Voraviense antiquissimum": Propst Perfall an einen Freiherrn in Sachen des gefänglich eingezogenen Juden Isaak aus Kobersdorf. — Dieser Vorfall findet sich unter den Eintragungen des oben genannten Propstes, der das „Protoc. Vorav. antiqu." von 1594—1615 führte. Diese Eintragung dürfte aus dem Jahre 1607 stammen.

Das „Protoc. Vorav. antiqu." hat übrigens auszugsweise Ottokar Kernstock 1887 in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" (22. Jhrg.) veröffentlicht.

Pius Fank gibt in „Das Chorherrenstift Vorau" (Graz, 1925, Ulr. Moser) eine kurze Darstellung der obigen Begebenheit: Den Juden Isaak von Kobersdorf „hatte das Vorauer Landgericht in Eisen schlagen und Urfehde schwören lassen. Ein ungarischer Freiherr nahm den Juden in Schutz und drohte mit Rache. Der Probst verteidigte mit großer Entschiedenheit das Vorgehen seines Gerichtes. Der Jude habe „gar wohl gewist", daß die Landhandfeste Kaiser Maximilians „die gantze Jüdischait aus dem gantzen Lande Steyr zu ewigen Zeitten austrieben und verbandisirtt" habe. Auch habe er seine „schuldige Leibmauth dem Richter wöllen verschwertzen vnd destwegen zu verdruckung seines standts mit listiger freundligkaitt ain rothfärbiges Fatznetlein (Tüchlein) verehrtt", also sich der Bestechung schuldig gemacht, weshalb die verhängte Strafe ohnehin zu gering gewesen sei".

Einige Bemerkungen zum „Landau-Buch".

(Schriften des jüdischen wissenschaftlichen Instituts, Band 1, Wilna 1926.)

Bei der Fülle des in dem ungemein reichhaltigen „Landau-Buch" gebotenen Materials ist es nicht zu verwundern, wenn auch manchmal kleine Versehen mit unterlaufen. So finde ich bei flüchtiger Durchsicht schon, daß auch die äußerst brauchbare und gründliche Arbeit Taglichts „Die geographischen Namen in der Tschechoslowakei und dem benachbarten Burgenland

in den jüdischen Quellen" noch einige kleine Mängel aufweist, die hier kurz richtiggestellt seien.

Mattersdorf (jetzt Mattersburg) wird nicht nur durch מטרשדורך und מ׳ד, מט׳ר, מטסדארף bezeichnet, sondern auch durch מאטרשדארף und מאטרסדורף; dagegen bedeutet מ׳ד nicht nur Mattersdorf (Burgenland), Magendorf und Milchdorf (Slowakei), sondern auch Mühlendorf (מילי דארף) oder Millendorf bei Eisenstadt (Burgenland). Es ist ferner unrichtig, wenn קארלבורג Karlburg (ung. Oroszvar) als zum Burgenland gehörig bezeichnet wird, da dieser Ort[1]) zwar nahe der Dreiländerecke bei Kittsee und Preßburg gelegen ist, dennoch aber zu Ungarn gehört. ק׳ר bezeichnet nicht nur Kobersdorf und Kirchdrauf, sondern auch Kottendorf, richtig Gattendorf, im Burgenland. Und schließlich sei noch angemerkt, daß infolge eines Druckfehlers der ungarische wie auch der slowakische Name von Kittsee falsch wiedergegeben sind; sie lauten richtig Köpcsény und Kopcany.

Besonderen Widerspruch fordert aber der Beitrag „Die jüdische Sprache in Ungarn" von Zwi Spirn heraus. Der Verfasser hat offenbar viel zu kurze Zeit in Ungarn — und auch da wahrscheinlich nur in bestimmten Gegenden — gelebt, um in das Wesen des ungarisch-jüdischen Dialekts eindringen zu können. Er scheint aber auch die Dialekte der Deutschen in Oesterreich und Ungarn nicht zu kennen, da er sonst die Erscheinung der langgedehnten Vokale (in aach, laafen usw.) nicht dem Einfluß des Magyarischen zuschreiben könnte. Auch der Deutsche im Burgenland sagt z. B. „kaafen" für „kaufen" und nicht nur die Juden im ehemaligen Ungarn, darunter auch in Gegenden, in denen von einem Einfluß des Magyarischen keine Rede sein kann, da dort niemand magyarisch spricht, zeigen diese dialektische Eigentümlichkeit, sondern auch in den alten mährischen Judengemeinden spricht man so. Es kann also hier von Beeinflussung durch das Ungarische keine Rede sein, und wenn Herr Spirn magyarische Brocken, wie tessek oder ize, von Juden öfter angewendet fand, so ist das noch keine Eigentümlichkeit des ungarisch-jüdischen Dialekts, sondern die Anwendung von Fremdwörtern, die auch anderswo üblich ist. Auch die Deutschen, Slovaken usw. im Ungarn der Vorkriegszeit pflegten ihren Wortschatz mit Vorliebe auf solche Weise aufzuputzen, ohne dabei viel Magyarisch zu verstehen. Diese Erscheinung ist in sprachlich so stark gemischten Gegenden, wie sie das alte Ungarn aufwies, keine Abnormität und darf jedenfalls nicht anders gewertet werden, als der Gebrauch lateinischer oder französischer Fremdworte durch Deutsche.

An Einzelheiten verdiente als besonders charakteristisch hervorgehoben zu werden, daß der ungarische Jude für „nicht"

---

[1]) Ich habe schon einmal (Jüdische Presse vom 29. I. 1926) die jüdische Oeffentlichkeit — auch die Ungarns — auf den Verfall dieser Gemeinde und ihrer Institutionen aufmerksam gemacht.